

Sonderzahl



Kultur

Bundesministerium
Wohnen, Kunst, Kultur,
Medien und Sport

Diese Publikation wurde gefördert von der Stadt Wien, Kultur, sowie dem Bundesministerium für Wohnen, Kunst, Kultur, Medien und Sport.

www.sonderzahl.at

Alle Rechte vorbehalten

© 2026 Sonderzahl Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien

Mommsengasse 2, 1040 Wien

verlag@sonderzahl.at

Die Nutzung für Text und Data Mining i.S.v. Art 4 (3) Richtlinie (EU) 2019/790 vorbehalten.

Gesetzt aus der Ingeborg von Michael Hochleitner

Druck: finidr

ISBN 978 3 85449 716 5

Umschlag von Matthias Schmidt

Gustav Ernst

Arbeiterkino

Eine Jugend in Favoriten

Sonderzahl

Wie es zu diesem Buch kam, das ich nie schreiben wollte

Als ich nach fünfzig Jahren eines Tages wieder in der Muhrengasse vor dem Zinshaus Nummer 34 stand, in dem ich aufgewachsen war und das ich 1965 verlassen hatte, sah ich, dass es inzwischen drei Stockwerke hatte anstatt zwei, und dass das Haustor, das zu meiner Zeit tagsüber immer offen gestanden hatte, verschlossen war. Die Namen auf der Gegensprechanlage kannte ich nicht. Ich läutete bei allen, denn, wenn ich schon einmal da war, wollte ich das Haus auch besichtigen und sehen, wie sich das Stiegenhaus verändert hatte oder der Gang im zweiten Stock, wo wir auf Nummer 8 gewohnt hatten, oder unsere Wohnungstür. Hatte sie die alten Milchglasscheiben noch, die mein Vater eingesetzt hatte, um uns in der Küche mehr Licht zu verschaffen? Ich läutete noch einmal. Aber niemand öffnete. Gut, dachte ich, wenn nicht, dann nicht!

Langsam spazierte ich durch die Schröttergasse, Senefeldergasse, Rotenhofgasse zurück zur U-Bahn-Station Reumannplatz. An jeder zweiten Ecke überfielen mich Erinnerungen an Ereignisse, die hier stattgefunden hatten, und bei jedem zweiten Geschäft, an dem ich vorbeiging, fiel mir ein, welches andere Geschäft hier einmal gewesen war, mitunter auch der Name des Geschäfts und des Geschäftsinhabers, und was mir meine Mutter hier gekauft hatte. Mit jedem Schritt tauchten immer mehr Einzelheiten aus meiner Kindheit auf, an die ich schon lang nicht mehr gedacht hatte und wenn, dann nur sporadisch und zufällig, ohne mich länger bei ihnen aufzuhalten. Auch jetzt hatte ich keine Lust, mich mit ihnen zu beschäftigen. Favoriten war für mich, seit ich es verlassen hatte, erledigt, und ich war froh, über die Rolltreppe in die Tiefe der U-Bahn-Station Reumannplatz hinab verschwinden und in die U-Bahn einsteigen zu können, die – wie gerufen – gerade einfuhr.

Bei einem gemeinsamen Abendessen ein paar Tage später fragten mich meine Kinder plötzlich: *Ist es wahr, dass ihr zu viert in einem Zimmer geschlafen habt? Dass eure Wohnung kein Klo und kein Badezimmer hatte? Dass du auf der Straße Fußball gespielt hast?*

Das wird sie doch nicht wirklich interessieren, dachte ich. Aber sie fragten erneut, wollten mehr wissen und auch Fotos sehen und wunderten sich, wie anders meine Kindheit, oft im krassen Gegensatz zu der ihren, gewesen war. Außerdem glaubten sie aufgrund medialer Berichte, dass es im 10. Bezirk nicht nur heute, sondern immer schon verheerende Zustände mit Mord und Totschlag gegeben hätte. Diesen Eindruck wollte ich auf keinen Fall auf *meinem Bezirk* sitzen lassen. Denn nicht nur meine Kindheit war grundlegend anders gewesen als die meiner Kinder, auch das *alte Favoriten*, das sie nicht kannten, war grundlegend anders gewesen als das neue, das sie auch nicht kannten, aber zu kennen glaubten.

Was aber war anders? Woran erinnere ich mich, das anders war? Und inwiefern war es anders? Wie war es also für mich als Arbeiterkind so kurz nach dem Krieg, nach Faschismus und Holocaust in einem Arbeiterbezirk aufzuwachsen?

Das meinen Kindern und auch mir deutlich zu machen, interessierte mich nun doch plötzlich brennend.

So setzte ich mich hin und begann die Erinnerungen niederzuschreiben, die mit dem Niederschreiben nach und nach hochkamen.

Ich war ein Gassenbub, zumindest bis zur Unterstufe. In der Schule, bei Verwandtschaftsbesuchen, bei Sonntagsspaziergängen trug ich Schuhe, ansonsten lief ich vom ersten warmen Tag an bis zum Herbst auf den Gassen barfuß, das heißt auf Asphalt und Kopfsteinpflaster, auch im Arthaberpark, wo ich mich oft aufhielt, wo es zwar viel Rasen gab, das Betreten des Rasens aber bei Strafe verboten war, was von Parkwächtern penibel überwacht wurde. Dort gab es aber auch einen halb verschütteten Abgang zu einem Luftschutzbunker und gegenüber die Ruine der zerbombten Arthaber-Volksschule, die meine Mutter besucht hatte. In beiden kletterten wir gerne herum und suchten nach Schätzen, fanden aber nur kaputte Töpfe und Möbelstücke und einmal – für uns eine Sensation! – rostige Waffenteile. Abends gab es dann die tägliche Fußwäsche, auf die meine Mutter Wert legte und die, wenn ich mich aufgeschürft oder aufgeschnitten hatte, ziemlich *brennen* konnte. Darauf nahm meine Mutter aber keine Rücksicht. Wie auch die Mutter meines Vaters keine Rücksicht genommen hatte. Oft erzählte er, mit welcher Schonungslosigkeit ihm seine Mutter mit Reibbürste und Seife Schürfwunden gereinigt hatte, und wie schmerzhaft das gewesen war. Sie bürstete einfach raus, was drin war: Erde, Steine, Dreck, da konnte er noch so schreien, und er schrie auch. Dann kam ein Schmalzfleck drauf – und rein ins Bett!

Mein Vater wurde im März 1908 als jüngstes von vier Kindern im 10. Wiener Gemeindebezirk geboren. Seine Mutter, ein Pflegekind, stammte aus Stockerau, sein Vater aus Stegersbach und starb, als mein Vater sieben Jahre alt war, nach einer Darmoperation, bei der man, wie es hieß, seinen Darm *beleidigt* hatte. Er ließ seine Frau mit vier Kindern in der 36 m² großen Zimmer-Küche-Wohnung zurück, in der später auch ich,

gemeinsam mit meinen Eltern und meiner Schwester, die ersten 21 Jahre meines Lebens verbrachte, von 1944 bis 1965. Das Wenige, das mein Vater von seinem Vater berichtete, war, dass er per Sie, als *Herr Vater*, angesprochen werden wollte, und dass er, wenn sich die Kinder bei Tisch nicht so benahmen, wie er es wünschte, gern mit dem Löffel über den Tisch langte und ihnen ins Gesicht schlug.

Meine Mutter wurde im August 1912 geboren. Ihre Mutter war Ende des 19. Jahrhunderts aus Budweis nach Wien gekommen und hatte einen Tapezierer aus Graz geheiratet. Sie wohnten zwei Häuser von meinem Vater entfernt im Parterre eines dreistöckigen Hauses, ebenfalls in einer Zimmer-Küche-Wohnung.

Meine Mutter war die Älteste von sechs Geschwistern, wobei nicht klar ist, wie viele Kinder tatsächlich zur Welt gekommen wären, hätte meine Großmutter, wie meine Mutter sagte, nicht mehrmals abgetrieben.

Gelernt hatte meine Mutter den Beruf der Friseurin, arbeitete in einem Geschäft im 2. Bezirk und frisierte auch privat, eine *sehr feine ältere Dame*, wie sie oft erzählte, eine Jüdin, die sie eines Tages, als sie wieder zum Frisieren kommen wollte, *wie ein Häufchen Elend* vor ihrem Haus auf einem *Köffchen* sitzen sah, bereit zum Abtransport.

Ich erlebte meine Mutter fürs Erste nur als Hausfrau, die einkaufen ging, kochte, aufräumte und gelegentlich männlichen Verwandten und Bekannten bei uns in der Küche die Haare schnitt. Irgendwann begann sie als Putzfrau halbtags in der Ordination eines Arztes zu arbeiten.

Sie und mein Vater waren neun Jahre lang miteinander gegangen, bevor sie 1937 heirateten. Der Hauptgrund für die späte Heirat war, hieß es, dass ihr Vater ihr nicht erlaubt hatte zu heiraten. Er brauchte sie als Ersatzmutter für seine übrigen

Kinder – ein Mädchen und vier Buben –, da meine Großmutter täglich in der Heller-Zuckerl-Fabrik am Fließband arbeitete. Sie hatte Schokoladeverzierungen auf Pralinen anzubringen, mit einer schwungvollen Handbewegung, die sie aus dem Effeff beherrschte und die sie mir gerne vorzeigte.

Um meinen zukünftigen Vater loszuwerden, wurde meine Mutter zu ihren Verwandten nach Budweis geschickt. Was aber nichts fruchtete, da ihr mein Vater mit dem Fahrrad nach Budweis nachfuhr, wo er, wie er nie vergaß hinzuzufügen, sehr freundlich aufgenommen wurde.

Die jüngste Schwester meiner Mutter, Heli, erkrankte als Kind in den Zwanzigerjahren an Knochentuberkulose. Meine Mutter kümmerte sich um sie, besuchte sie täglich im Franz-Josef-Spital und musste, selbst noch ein halbes Kind, mit ansehen, wie die Elfjährige litt und ihr niemand mehr helfen konnte. Bestattet wurde Heli in einem Armengrab auf dem Zentralfriedhof, das es in meiner Kindheit noch gab. Ich erinnere mich an ein kleines, rostiges Kreuz, das unter dichtem Gebüsch in der Erde steckte, ohne dass die Umrisse eines Grabs zu erkennen gewesen wären. Bald darauf wurde dieser Teil des Friedhofs aufgelassen, das Dickicht gerodet, und die Armengräber verschwanden, um neuen Gräbern Platz zu machen.

Die zweitjüngste Schwester meiner Mutter, Gretl, war das schwarze Schaf der Familie. Ob sie einen Beruf erlernt hatte, weiß ich nicht mehr. Einer geregelten Arbeit ging sie jedenfalls nicht nach. In meiner Kindheit, da war mein Großvater schon tot, wohnte sie, obwohl schon erwachsen, noch immer bei meiner Großmutter in der Zimmer-Küche-Wohnung, inzwischen nicht mehr im Parterre, sondern im dritten Stock desselben Hauses. Ich kannte sie hauptsächlich aus den Erzäh-

lungen meiner Großmutter, die fast jeden Abend zu uns kam, um Gemüse und Eier zu bringen, die sie auf dem Viktor-Adler-Markt gekauft hatte, und mit uns zu essen, aber vor allem, um sich ausgiebig über ihre Tochter zu beschweren und zu berichten, wie sich *diese Kanaille* heute wieder aufgeführt und was sie sich heute wieder hatte zuschulden kommen lassen. Es war immer das Gleiche. Grete trieb sich Tage und Nächte lang in Wirtshäusern herum, was zu heftigen Streitereien führte und zu den nutzlosen Ermahnungen meiner Großmutter, endlich mit dem liederlichen Lebenswandel aufzuhören, arbeiten zu gehen und ein *normales Leben* zu führen. Wenn sie kein Geld hatte, trug sie die Bettwäsche ins Versatzamt, die meine Großmutter dann rechtzeitig knapp vor Ende der Rückkauffrist mit ihrem Geld auslösen musste. Meine Eltern wollten mit ihr nichts zu tun haben. Ihr Lebenswandel missfiel ihnen. Doch der änderte sich auch dann nicht, als sie von einem freundlichen, aufgrund einer Kinderlähmung gehbehinderten Mann eine Tochter bekam. Er wohnte ebenfalls in der Zimmer-Küche-Wohnung meiner Großmutter, in der es für vier Personen nur ein Doppelbett und einen Diwan gab. Mich interessierte, wer wo schlief, ich traute mich aber nicht zu fragen.

Die Tochter meiner Tante, ebenfalls eine Gretl, bekam ich nur zu Weihnachten zu Gesicht: ein schüchternes, eher geducktes, dünnes Mädchen, das kaum ein Wort sprach, immer nur unterwürfig lächelte und im Teenageralter an Tuberkulose erkrankte. Trotzdem fand sie einen *ordentlichen* jungen Mann, der sie aus der Wohnung meiner Großmutter und den Verhältnissen, die dort herrschten, herausholte, sie heiratete und mit dem sie ebenfalls eine Tochter bekam. Aufgrund ihrer fortschreitenden Krankheit und geschwächt von der Geburt, wie man sagte, starb sie noch vor ihrem dreißigsten Lebensjahr. Bestattet wurde sie auf dem Zentralfriedhof, Drittes Tor,

ganz hinten an der Mauer, bei den Geleisen des Flughafen-Shuttles, im Grab meiner Großmutter, die 83-jährig kurz zuvor gestorben war.

Am Ende führte meine Tante ein ruhigeres Leben. Sie zog aus, nachdem auch ihr Freund frühzeitig verstorben war. Erst nach Jahren lud meine Mutter sie zu Familienfesten ein, was sie gern und dankbar annahm, bei denen sie sich aber möglichst unauffällig verhielt, als fürchtete sie, etwas falsch zu machen oder nicht berechtigt zu sein, an den Unterhaltungen teilzunehmen. Zuletzt sah ich sie nach dem Tod meiner Mutter, als ich ihr deren Geschirr als Erbschaft in der Favoritenstraße, wo sie wohnte, vorbeibrachte. Dann verlor sich ihre Spur. Selbst meine Schwester, die zu den noch vorhandenen Verwandten Kontakt zu halten pflegte, erfuhr erst viel später von ihrem Tod.

Mein Vater hatte Automechaniker gelernt und arbeitete in einer Autowerkstatt im 20. Bezirk. Wochentags stand er um fünf Uhr früh auf, auch samstags, da Samstag Arbeitstag war, und kam um sieben Uhr abends nach Hause. In der einstündigen Mittagspause spielte er mit seinen Arbeitskollegen Fußball oder jagte und tötete Ratten.

Was die Tötungsarten betraf, die er mit einem gewissen Vergnügen ausführlich schilderte, waren mein Vater und seine Arbeitskollegen offenbar sehr erfinderisch. Sie erschlugen die Ratten nicht nur mit allen möglichen Gegenständen, sondern bauten Fallen, in denen sie sie mit Strom töteten, oder stellten Kisten mit Ködern auf, die zufielen, wenn sich die Ratte den Köder holen wollte, und zwar so, dass der Schwanz der Ratte herausragte, den sie dann, während sich einer auf die Kiste setzte, mit einem Ruck herausrissen, womit sie, so die Pointe in der Schilderung meines Vaters, auch das Rückgrat der Ratte

mit herausrissen. Ob das ihren sofortigen Tod bedeutete oder nur den Beginn ihres, wenn auch sicheren, späteren Todes, weiß ich nicht mehr. Ich weiß auch nicht mehr, ob mein Vater je speziell auf den Tod der Ratte zu sprechen gekommen war. Dafür betonte er jedes Mal, dass die Rattenjagd auch für den Jäger tödlich enden könne, da eine in die Enge getriebene Ratte, und man müsse sie gelegentlich in die Enge treiben, um sie töten zu können, dazu neige, auf einen loszuspringen, um sich den Weg freizukämpfen, und zwar mit Bissen, die unter Umständen Rattenbissfieber auslösten, einhergehend mit Kopfschmerzen, hohem Fieber, Lymphknoten- und Leberschwellungen, und oft zum Tod führten, abgesehen von den mehr als hundert Infektionskrankheiten, die Ratten zu übertragen imstande wären, wie Typhus, Ruhr oder Cholera.

Die Mittagspausen in der Firma nützte mein Vater aber auch, um kleinere Dinge für Zuhause herzustellen, zum Beispiel Griffe und Mechanismen, um die Oberlichte über unserer Wohnungstür zu einem Kippfenster umzubauen, da Küchendunst und Zigarettenrauch – mein Vater war ein starker Raucher, und jeder Mann, der zu Besuch kam, war ein starker Raucher, es gab nur starke Raucher – mitunter so dicht wurden, dass eine Lüftungsmöglichkeit, die es, wie mein Vater eines Tages selbst bemerkte, nicht gab, außer man öffnete die Wohnungstür, dringend nötig wurde, vor allem im Winter, wenn alle Türen und Fenster fest verschlossen waren, die mein Vater, um die Wärme in der Wohnung zu halten, ja noch extra mit Dichtungsbändern versehen hatte, womit aber auch Küchendunst und Zigarettenrauch und alle anderen Düfte und Ausdünstungen der Anwesenden in der Wohnung gehalten wurden.

Einmal brachte mir mein Vater ein kleines Lastauto mit, das er in der Firma aus Stahlrohr gebastelt hatte, mit einem

stabilen, hölzernen Führerhäuschen und vier eindrucksvollen Metallrädern samt Hartgummireifen. *Nicht umzubringen*, wie mein Vater betonte. Es war bis heute nicht umzubringen. Weder dadurch, dass ich als Kind darauf saß und im Zimmer zwischen Tisch und Bett hin und her fuhr, mehr Platz hatte ich nicht, noch durch die Strapazen meiner Übersiedlungen vom 10. in den 21. Bezirk, vom 21. in den 8. und vom 8. in den 2.

Heute steht das Lastauto meines Vaters, ziemlich verstaubt, wie ich unlängst feststellen musste, ganz oben auf dem Kasten in meinem Büro, aber voll intakt und jederzeit bereit, wieder Fahrt aufzunehmen.

Der Wochenlohn meines Vaters betrug 300 bis 400 Schilling. Den Großteil legte er noch am selben Abend nach der Auszahlung als Kostgeld auf einen Teller in die Kredenz. Er selbst behielt nur einen kleinen Teil, was meine Mutter immer wieder anerkennend erwähnte, da dergleichen nicht selbstverständlich war. Oft behielt der Mann das Geld ganz oder gab nur einen kleinen Teil als Kostgeld an seine Frau weiter, um das meiste gleich am Freitag zu vertrinken. Zur Gaudi der anderen erschien dann oft die Frau im Wirtshaus, um ihren Mann heimzuholen, ehe er das ganze Geld vertrunken oder beim Schnapsen verspielt hatte. Nicht selten schickte sie eines der Kinder, in der Hoffnung, die Kinder würden ihn erbarmen und ihn zum Aufbruch bewegen. Was manchmal funktionierte. Jedenfalls besser, als wenn die Ehefrau selbst auftrat. Denn ihr Jammern und ihre Vorwürfe, er würde schon wieder das Geld versaufen, das die Familie zum Leben bräuchte, und ihre Beschimpfungen rührten ihn gar nicht. Vielmehr beschimpfte er sie, betonte sein Recht, nach einer Woche Arbeit mit seinen Freunden im Wirtshaus sitzen zu dürfen, und dass sie sich gefälligst heimscheren solle zu den Kindern, bevor sie ihn vollends in Rage

brächte und er sie bei der Tür hinausprügeln müsste. Die meisten Frauen hatten keinen Beruf, ihre berufliche Tätigkeit wegen der Kinder aufgegeben, oder der Mann hatte es ihnen verboten, arbeiten zu gehen, *eine Frau hat zuhause zu sein*, und waren so vom Lohn ihres Mannes abhängig.

Falls die Frau *die Hosen anhatte*, und der Mann ihren Auftritt im Wirtshaus fürchtete, weil er wusste, er würde ihren Vorhaltungen und Aufforderungen, heimzukommen, nicht standhalten können und sich, wenn er klein beigab, vor seinen Freunden blamieren und sie zu höhnischen Bemerkungen reizen – *er sei ja ein ordentlicher Jammerlappen und ein ganz braves Sie-Mandl!* –, suchte er Wirtshäuser auf, wo er glaubte, von seiner Frau nicht gefunden zu werden. Vergeblich. Er wurde letztlich immer gefunden.

Manche Männer blieben das ganze Wochenende weg, weil sie sich sicher waren, dass sich ihre Frauen die Erniedrigung nicht antun würden, ihrem Mann nachzulaufen und sich dem Gespött seiner Saukumpane auszusetzen. Onkel Michitsch, der Mann der Schwester meines Vaters, ein Eisenbahner, war einer von denen, die immer wieder mehrere Tage verschwanden. Kam er heim, urinierte er auf den Küchenboden oder in die Blumentöpfe. Machte meine Tante eine *dumme Bemerkung* oder machte sie ihm gar Vorwürfe wegen seines Ausbleibens, gab es Schläge. Mein Vater, hieß es, hätte ihm angedroht, ihn zu verprügeln, sollte er nicht aufhören, seine Schwester zu schlagen. Die, wie erzählt wurde, aus dem 10. Bezirk, aus ihrem *Grätzl* zwischen Quellenplatz, Post und Viktor-Adler-Markt, nie hinausgekommen war, außer zu Begräbnissen auf den Zentralfriedhof. Sie war Hausfrau, wie alle meine Tanten, wie alle Frauen in meiner Umgebung, die immer daheim waren, putzten und kochten und auf ihre Männer warteten.